

Buchbesprechungen

Vom Wagnis einer Innenschau

MARICA BODROŽIĆ: **Poetische Vernunft im Zeitalter gusseiserner Begriffe**, Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2019, 206 Seiten, 14 EUR

»Und es wird mir einmal mehr klar, dass das eigene Dasein nur möglich ist, weil uns unzählige Menschen im Verlauf unseres Lebens freiwillig an ihrer Wärme teilhaben lassen. [...] [N]iemand von uns ist je allein gewesen, und trotzdem sind wir stets ins Alleinsein geworfen. Diese metaphysische Zweigleisigkeit bestimmt unsere gesamte Existenz. Und nur in der radikal umarmten Einsamkeit können wir sehen, wie viele Frauen und Männer, Tiere und Bäume, Meere und Inseln uns beschenkt haben – durch ihr Dasein, ihre Form, ihre Gedanken, ihre Ideen, ihre Farben und ihr Licht sind wir geworden, was wir heute sind.« (S. 121f.)

Die in diesem Buch vorliegenden vier Essays von Marica Bodrožić, die auf Poetikvorlesungen an der TU Braunschweig im Rahmen der »Ricarda-Huch-Poetikdozentur für Gender in der literarischen Welt« im Jahre 2017 beruhen, sind in ihrer inneren Komplexität nicht leicht zu würdigen. Denn je tiefer ich in sie eindringe und ihren inneren Zusammenhang erfasse, desto tiefer dringe ich in mich selbst ein. Der Text wie das Leben werden zu einem »sich unermesslich weitenden Vexierbild [...], das eine nicht auf den ersten Blick erkennbare Figur meiner Seele« gibt (S. 115). Das ist die große Kunst der Marica Bodrožić.

Die Essays handeln trotz – oder gerade wegen? – der zahlreichen Bezüge zu anderen von ihr selbst und ihren inneren Wegen zur Welt. Sie sind das Zeugnis einer alchymischen Umschmelzung, einer Wendung, wie sie Maria Magdalena am Ostermorgen widerfahren ist. Deren Namen hörte Bodrožić als Kind in einer »vom Weihrauch durchtränkten dalmatischen Kirche«, während sie gerade in eine ihrer damals häufigen Ohnmachten stürzte: »In

meinem Kopf blieb bis zum Sturz nur die verlangsamt in mich einschlitrende Musik dieses Namens zurück« (S. 10f). Später heißt es im Anschluss an eine Sentenz von Walter Benjamin (»Die Dinge, die ich sehe, sehen mich ebenso wohl wie ich sie sehe«): »[W]ir werden gewendet und zu anderer, uns noch unbekannter Gefährtschaft befähigt« (S. 104).

Das Motiv des Hin- und Herschwingens zwischen Innen- und Außenblick durchzieht auf vielfältige Weise das ganze Buch. Als »Ethnologin meiner selbst«, zu der zu werden sie sich mit dem Abbruch ihres Studiums entschließt (S. 24), lernt sie, »den Blick auf uns selbst ein[zu]üben« (S. 144), »um auf uns selbst wie auf einen fremden Planeten zu schauen« (S. 159). Durch die Erfahrung von Einsamkeit, »durch meine eigene Not und Verletzlichkeit« wird erst »das Leben der anderen Menschen sichtbar« (S. 48). Dann können wir auch endlich aufhören zu warten (»Warten verstaubt uns die inneren Augen«, S. 160), denn: »Nur das Wagnis einer selbst gewollten Innenschau wird uns dabei stützen, einen Blick auf uns aus der Zukunft zu wagen, ohne an diesem Zukunftsblick zugrunde zu gehen, wenn wir von dort aus auf uns selbst sehen und sagen können: Dieser Mensch werde ich einmal geworden sein, ein Mensch, der verwandt ist mit dem Leben, mit der Freiheit – mit sich selbst« (S. 151).

In ihrem Bestreben, »blickmündig« (S. 18) zu werden, entwickelt Bodrožić gewissermaßen einen Schicksalsblick, der immer offen bleibt und so die innige Verbundenheit des Selbstes mit der Welt in Erscheinung treten lässt, ohne in eine Opferrolle zu verfallen.

Eine eingehende Inhaltsangabe macht wenig Sinn, denn was zählt, ist die eigene Leseerfah-

rum, das Eintauchen in den dichten Sprachstrom, der einen »gemeinsamen Raum der Freundlichkeit« (S. 42) eröffnet und viele originelle Wortverbindungen in sich birgt. Neben dem schon erwähnten »blickmündig« finden sich z.B. Sätze wie diese: »Auch das Denken der Synästheten ist tanzend-rhythmisch. Seine Sprache setzt sich aus. Sie lebt aus schönwillden Verknüpfungen, die dem eigenen inneren Erdkern entspringen« (S. 118). Solche immer auch auf Mehrdeutigkeiten setzende (Ver-) Dichtungen unterlaufen tatsächlich die »gusseisernen Begriffe unserer Zeit, die sich so sehr auf der Seite des Guten wännen, aber gar nicht mehr empfunden werden [...]. Die poetische Vernunft des Einzelnen hingegen ist fließend, offen und bleibt sich als einer Bewegung der inneren Wahrheit treu.« (S. 20)

Doch eine Figur, die mir in ihrem komplexen Suchbild aufgegangen ist, möchte ich besonders hervorheben: Durch ihren »schöpferischen Arbeitsprozess«, zu dessen Zeuge sie den Leser macht, lässt die Autorin ihn auch in ein neues Erleben von Zeit eintauchen – in eine »luzide Gegenwärtigkeit, durch die die Vergangenheit hindurchfließt und das eigene Selbst durchwandert«. »Schmerz ist Gegenwart«, so zitiert sie die Schriftstellerin Etel Adnan, und fährt fort: »Der Schmerz und das tief erfahrene Glück rufen uns gleichermaßen in den zeitlosen Raum« (S. 65), in dem die Rückschau den Charakter einer Fluchtbewegung und die Zukunft ihre Hinderlichkeit als bloße Sehnsucht verliert. In dem Raum, der sich zwischen diesen Polen öffnet, entsteht »etwas Neues, Drittes und Androgynes. [...] Der poetische Satz selbst wird zur inneren Zeit und hat eigene Augen« (S. 66). Diese Mitte aus sich ineinander verschlingenden Gegensätzen, welche die Seele des Menschen konstituieren, ereignet sich im Körpersein, wie überhaupt das Gespräch mit dem eigenen Körper als Bindeglied des Menschen zur ihn umgebenden Welt einen Grundton dieser Essays ausmacht. In der Reaktion des Körpers erfährt der Mensch eine Spiegelung seines Inneren. Durch die Achtung des Körpers übt er sich in die Wahrhaftigkeit ein und kann schließlich bemerken: »Das Älterwerden öffnet die Zeit nach vorne, das

noch zu Entfaltende schält sich mit den Jahren immer deutlicher heraus. [...] Der Körper wird mit den Jahren sein eigener Verwalter, in dem sich unsere Haltungen und Handlungen spiegeln. Seine Verlangsamungen und sein Eigensinn zwingen uns schließlich irgendwann zur Blickumkehr, wir vollziehen über unsere Erfahrungen eine Kreisbewegung, die von außen allmählich nach innen führt.« (S. 66f.)

Von hier aus eröffnet sich auch ein neuer Blick auf Geburt und Tod. So ist für Bodrožić der Körper »der Übermittler unserer ursprünglichen Poesie, die noch das letzte leuchtende Überbleibsel aus einem inneren Paradies ist, das wir der Welt verkauft haben« (S. 64f.). Wenn sie auf ihren 2016 erschienenen Roman »Das Wasser unserer Träume¹ zu sprechen kommt, der vom Erwachen in ein neues Leben handelt, heißt es dann folgerichtig: »Unsere Geburt ist schon gleich am Anfang unseres Hier-Seins nicht nur eine Ankunft, sondern auch ein Abschied vom ersten Wasser« (S. 77). Und auch der Tod erscheint dann als ein Übergängliches: »Leben heißt auch, dem Tod selbstbewusst den Rücken zu kehren und so in Hingabe an die pralle, leuchtende Existenz das eigentliche Absterben in Form eines fortwährenden Abschiednehmens zu erlernen. Vollzieht man schrittweise diesen allmählichen Tod in der Gegenwart, wie ihn die Mystikerin Teresa von Avila versteht, das heißt, lebt man vollends in der Gegenwart, kann man im geistigen Sinne aus jenem ersten Wasser ein immerwährendes Leben bauen« (S. 78).

Als Motto zitiert Bodrožić die in Auschwitz ums Leben gekommene Etty Hillesum: »Ich gehe an den Menschen vorbei wie an Ackerflächen und schaue nach, wie hoch das Gewächs der Menschlichkeit gewachsen ist.« Das trifft ein Kernanliegen der Texte, die wie ein Gespräch mit sich und mit der Welt wirken – auch mit den Menschen, denen sie in ihrer vielfältigen Lektüre begegnet: »Die wilde Liste meiner geistigen Vorfahren ist lang. Ihr Leben und Werk arbeiten meinem eigenen Denken zu« (S. 136). Dazu gehören durchaus nicht nur Frauen, auch wenn es immer wieder um ihre eigene Selbstfindung in einem weiblichen Körper geht, um das spezifische Menschsein als Frau.

Marica Bodrožić lotet so das Leben in seinen Höhen und Tiefen, in seinen Weiten und Nähen aus: von der Kindheit bis zum Alter, von der leiblichen zur gewählten Familie, durch Leid hindurch zu Liebe und Freundschaft – auch über Grenzen hinweg als Grundbedingung des Friedens. Immer geht es darum, in innerer Bewegung zu sein. Die »gusseisernen Begriffe« lösen sich schon dadurch auf, weil alle Menschen, mit denen sie sich – lesend – umgibt, ihre eigenen Begriffe haben. Sie fügen sich in ihr zu einem Ganzen, das immer offen bleibt. So entsteht ein wundersames, Netz, in dem man sich gerne verfängt, um es aus sich heraus weiter zu knüpfen und sich so mit der Welt zu

verweben. Bei aller intellektuellen Nüchternheit wird eine konkrete Wärme spürbar. Wie poetisch-sinnlich doch Gedanken werden können! Ich tauche immer wieder neu in den Fluss der Sprache ein, wandle im Dazwischen-Sein und bin auftauchend nie wieder der Gleiche.²

Stephan Stockmar

1 Vgl. meine Besprechung in DIE DREI 4/2017.

2 Marica Bodrožić wird an der Kulturtagung »Das Ende des Menschen? II – Wege durch und aus dem Transhumanismus« der Sektion für Schöne Wissenschaften am Goetheanum in Dornach vom 18. bis 20. Oktober 2019 mitwirken. Nähere Informationen unter <https://ssw.goetheanum.org/veranstaltungen/>

Auf der Suche nach einer ansprechbaren Wirklichkeit

KETEVAN MEGRELISHVILI: **Das dichterische Wort als Ort der Begegnung.** Paul Celan, Menon Verlag, Heidelberg 2018, 40 Seiten, 7,90 Euro

Das Friedrich von Hardenberg Institut in Heidelberg hat eine bemerkenswerte Schriftenreihe initiiert, die sich das Ziel gesetzt hat, die Kultur des Dialogischen zu untersuchen. Namhafte Philosophen, Psychologen und Psychotherapeuten des 20. Jahrhunderts haben sich mit diesem Thema befasst und so versucht, der abendländischen Kultur, die mit ihrem »Denken grundsätzlich in die Irre gegangen« (S. 6) ist, wie Angelika Sandtmann im Vorwort schreibt, Wege zur Befreiung dieses Denkens aufzuzeigen. Die georgische Germanistin Ketevan Megrelishvili stellt in der vorliegenden Studie überzeugend dar, dass das dichterische Werk Paul Celans als großangelegter Versuch einer »Neuorientierung der Menschheit« (S. 7) verstanden werden kann, nach der Shoa wieder ein Gespräch zu ermöglichen – in der Hoffnung, es möge »Herzland«¹ erreichen.

Gespräch und multikultureller Austausch, über Sprach- und Religionsgrenzen hinweg waren Celan – der 1920 im bukowinischen Czernowitz geboren wurde, dem östlichsten Teil der in den Wirren des vergangenen Jahrhunderts untergegangenen Donaumonarchie – gleichsam in die Wiege gelegt. Der auch mit schweren persön-

lichen Schicksalsschlägen verbundene Verlust dieser Kindheits- und Jugendlandschaft zeitigte ein lyrisches Sprechen, dessen Antrieb im Titel einer frühen literaturwissenschaftlichen Studie gültig formuliert wurde: »Totengedächtnis und dialogische Polarität«². Ketevan Megrelishvili hat diesen Interpretationsansatz aufgegriffen und seine über das Werk Celans hinaus reichende Gültigkeit herausgearbeitet. Von der bereits 1945 entstandenen »Todesfuge«, seinem berühmtesten Gedicht, hat Celans lyrisches Sprechen einen konsequenten Weg zurückgelegt, das auf immer kompromisslosere Weise um Wahrheit bemüht war, um eine Sprache, die jede Art von Beschönigung von sich wies. Er kämpfte, so schrieb er an einen rumänischen Freund, seit langem um eine Dichtung, die »solidarisch ist mit der Wahrheit«³. Seine Sprache ist »wirklichkeitswund« und »Wirklichkeit suchend«; in diesem Sinne habe er, so Megrelishvili, trotz allem Missbrauch der Sprache und trotz ihrer ins Verbrecherische entstellten »Etikettierung des Guten und des Bösen« (S. 14) nicht aufgehört, an sie zu glauben, blieb sie doch die einzige Instanz, die ihm »inmitten aller Verluste«⁴ Halt gab. Der ins Pariser Exil

Vertriebene sah – wie Megrelishvili herausarbeitet – das Gedicht unterwegs, vergleichbar einer »Flaschenpost«⁵ im »Geheimnis der Begegnung«. Das Gedicht ist als »werdendes Gespräch« mit einem Du (mal die Mutter, mal die Geliebte, die/der oder das Andere, auch das ganz Andere) zu verstehen, es gewinnt erst an diesem dialogisch-numinosen »Ort« seine Wirklichkeit, sodass gilt: »Wirklichkeit ist nicht. Wirklichkeit will gesucht und gewonnen werden« – ein Ansatz, der die grundsätzliche Offenheit dieser Poesie unterstreicht.⁶

In diesem Zusammenhang gewinnt das Bild der »Atemwende« eine zentrale Bedeutung, erstmals geprägt in »Der Meridian« (1960), Celans wichtigstem poetologischen Text. »Dichtung kann eine Atemwende bedeuten«, heißt es da, eine befreiende Umkehr, »in welcher das Ich und mit dem Ich auch das Andere frei wird«⁷. Megrelishvili verweist hier auf die »jahrtausendealte Tradition des Pneuma-Ruach-odem-

Denkens«, die in diesem Bilde des Umschlagens von Ein- und Ausatmen mitschwingt, ein für Celans Sprechen charakteristischer Wesenszug: seine in ihrer »semantischen Vielstelligkeit« (S. 26) wurzelnde hermetische Dunkelheit.

Megrelishvili schließt mit der Analyse eines Gedichts aus dem Band »Lichtzwang« (1970), in dem sie »die Quintessenz seines Schaffens« (S. 32) sieht; sie versteht es als »Weckruf«, formuliert von einem Dichter, der sich in der Tradition der alttestamentarischen Propheten sieht und – indem er sich das unlesbar gewordene Buch der Welt gleichsam einverleibt – ein neues Sprechen gewinnen will, eine neue zukunfts-trächtige Wirklichkeit, eine aus dem Geheimnis der Sprache erwachsende Utopie:

JETZT, da die Betschemel brennen,
eß ich das Buch
mit allen
Insignien.⁸

Anzeige



Traditionelles Bauernhaus in der Toskana

nach Hubert Palm, neu aufgebaut

In unberührter Natur!

In den Hügeln der Toskana!

Expose: immoscout24.de/87841620

Ab Juni Tel: 0039 331 45 57 924

VB 400 000.-

Ketevan Megrelishvili hat, im Vorgriff auf das Celanjahr 2020 (50. Todes- und 100. Geburtstag) eine lesenswerte und auch für literaturwissenschaftliche Laien verständliche Studie vorgelegt – empfehlenswert gerade für die, welche bislang die Schwelle zu diesem Dichter noch nicht überschritten haben.

Jürgen Raßbach

1 Paul Celan: »Ansprache anlässlich der Entgegennahme des Literaturpreises der Freien Hansestadt Bremen« in ders.: »Gesammelte Werke. Dritter Band«, Frankfurt a.M. 1986, S. 186.

2 Vgl. Peter Paul Schwarz: »Totengedächtnis und dialogische Polarität in der Lyrik Paul Celans. Beihefte zur Zeitschrift »Wirkendes Wort« Nr. 18«, Düsseldorf 1966.

3 Brief an Petre Solomon vom 2. August 1965, zitiert in John Felstiner: »Paul Celan. Eine Biographie«, München 1997, S. 292.

4 Paul Celan: op. cit., S. 185.

5 A.a.O., S. 186.

6 »Antwort auf die Umfrage der Librairie Flinker«, a.a.O., S. 167.

7 Ders.: »Der Meridian« in: a.a.O., S. 195.

8 Ders.: »Gesammelte Werke. Zweiter Band«, Frankfurt a.M. 1986, S. 258.